

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 10 (1920)

Heft: 51

Artikel: Eine Herbstwanderung im Elsass

Autor: Vogt, F.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645863>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vom Hause her aus allen Fenstern wohl sichtbar. Und lieber hätte er sich sofort das Leben genommen, als es etwa erleben zu müssen, daß die Bremerin in ein Fenster trate und ihn, schmachvoll rückwärts kriechend, sein angewachsenes Beinkleid verlassen sähe.

Er beschwor den Freund, allein zum Mal zu gehen. Er möge den Leuten sagen, er sei krank, sei fortgelaufen, sei ertrunken! Doch Jonas war nicht fürs nachgeben. Auch war es dem jungen Maler bestimmt, daß er noch eine schöne Stunde seiner Dame gegenüberstehen, den Stachel noch etwas tiefer in sein Herz treiben und auf seine erste Reise mitnehmen sollte, um die Welt nicht ganz ohne den Schleier des Leides zu sehen, der ihre geheimnisvolle Schönheit vielleicht nur verklärt.

Endlich zählte auf drei, und mit seiner Hilfe zerrte Gustav sich mit verzweifeltem Rück von dem tüdlichen Sitz los. Das Wunder geschah, daß sein neues Beinkleid aus derbem Lodenstoff dem Ansturme siegreich widerstand. Es war unverletzt und hatte nur geringe Fleden, an welche jetzt nicht zu denken Zeit war.

So erlöst schritten sie aufatmend gegen das Wirtshaus und wurden nach kurzem Warten von der Wirtsräuber abgeholt und nach einem heitren kleinen Saal im oberen Geschöß geführt.

(Schluß folgt.)

Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

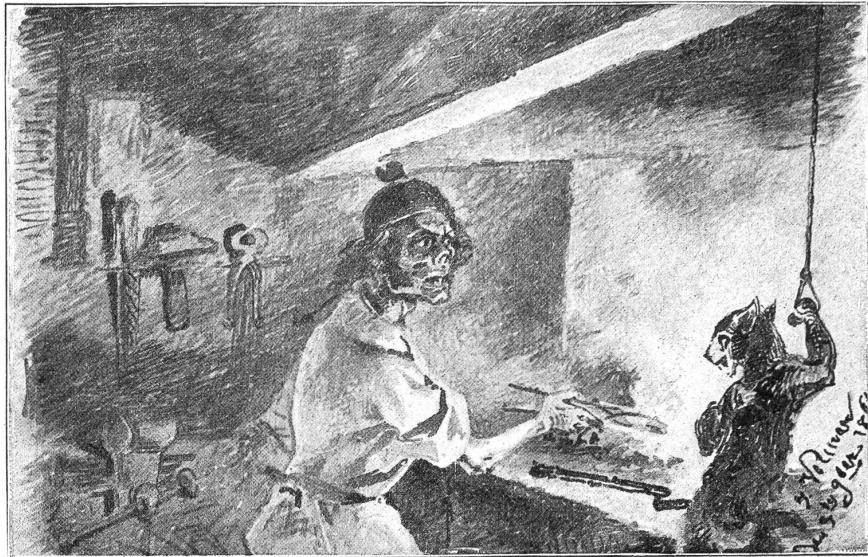
Mitgeteilt von F. A. Volmar.

(Zu obenstehendem Bilde.)

Der Spuk in der Schmiede.

In einer Schmiede in der Matte spulte es manchmal in der Nacht heftig. Die ganze Werkstatt war erleuchtet und an der Esse stand eine nur aus Haut und Knochen bestehende menschliche Gestalt, die in einen Schniedeanzug gekleidet war und eifrig im Feuer herumstockerte. Ein schwarzer Rater zog den Blasebalg.

Es war der frühere Inhaber der Schmiede, der einen schlechten Lebenswandel geführt hatte.



J. Volmar (1796—1865): Spukhaftes aus Bern-Altstadt. Der Spuk in der Schmiede.

Eine schöne Strecke Weges wanderte ich mit einem Weinbauern. Er erzählte mir von Kauf und Lauf, wie es zu gehen pflegt und huldigte der alten Ansicht, uns Schweizer gehet es doch überaus rosig. Mit der Weinernre sei man recht zufrieden, meinte er. Sie habe viel besser ausgegeben, als man erwartet hatte, aber immerhin noch lange nicht so gut, wie dies in früheren Jahrhunderten oft der Fall gewesen sei. Da habe man einmal, 1255, die Trauben an den Stöcken hängen lassen, weil man nicht genug Fässer hatte, den reichen Segen zu bergen. Den alten Wein habe man statt Wasser zum Löschen des Kalkes verwendet. Im Weinjahr 1300 seligen Angedenkens sien alle alten Weine umsonst ausgeboten worden, um die Fässer zu leeren. 1431 endlich sei in Thann der Mörtel für einen Kirchenbau mit neuem Most gemischt worden. Und so ging's weiter durch die Jahrhunderte. Vieles, wohl das meiste, habe ich vergessen. Der freundliche Bauer, der mein misstrauisches Gesicht wohl gesehen haben mag, war auch so freundlich, mir die Quelle seiner Weisheit zu nennen, die „Straßburger Neue Zeitung“, dort könne ich's nachlesen, wenn ich's nicht glauben wolle. Interessant waren seine Mitteilungen über die Kriegsjahre. Schlicht und einfach sprach er von den großen Entbehrungen und Leiden, davon, daß oft sogar Frauen und Töchter zum Aufwerfen von Stellungen aufgeboten wurden, wie man den Bauern die Rüben, die Kartoffeln, das Obst weggenommen habe, wie man selbst die verborgnenen Kartoffellöcher fand, weil immer so ein guter Nachbar da war, der sie eben auch kannte.

Rasch versloß so die Zeit. Nach ungefähr einer Stunde näherte ich mich Reichenweier. Ein richtiges elzässisches Städtchen betritt man stets durch ein Tor und hier hat's nun gar ein Doppeltor mit dem berühmten Dolder, einem mächtigen Torturm mit reizvollem Fachwerk. Das Städtchen nahmte mich mit seinen trutzigen Mauern, Türmen, Wällen an unser schönes Murten. Wenn man durch das Tor eingetreten ist, fühlt man sich wohlgeborgen, schlendert in kleinstädtischer Gemütsruhe durch die geschlossenen Straßenzüge, wirft verweilende Blicke auf die steilen Giehelfassaden, freut sich der schöner Brunnen auf den freien Plätzen, die immer noch einen Mittelpunkt des lebhaft pulsierenden Lebens bilden. Manch liebes Kleinstadtidyll konnte ich erblicken. Manch anmutiges Plätzchen atmet herzerfreuende Poesie. Reizend sind die alten Häuser mit ihren Simmsprüchen, den keck vorspringenden Erkern, den Durchblinden in trauliche Höfe. Ueberhaupt, Reichenweier ist so ein rechtes Städtchen, wie Meister Gottfried Keller sie zeichnete.

Eine Herbstwanderung im Elsass.

Von Fr. Vogt.

II. Durch's elzässische Weinland.

Die letzten Morgennebel waren eben in alle Winde geblattet, als ich in Rienzheim in die Straße nach Reichenweier (Riquewihr), zum berühmtesten Weinort der Gegend, einbog. Vogesenromantik findet man nun freilich auf dieser Wanderung, die im Hochsommer wenig angenehm sein mag. Denn gar oft gleitet der Blick kaum über die Rebstecken hinüber, die die Straße umsäumen. Höchstens bilden einige sanft gewellte Vorhügel ein friedliches Pastorale. Und doch hat auch diese Gegend ihren Zauber. Da sie abseits der großen Verkehrsrader liegt, findet man hier Dörfern von seltener Altertümlichkeit, in welchen die Zeit um Jahrhunderte stillgestanden zu sein scheint, Orte, die fast noch so sein mögen, wie sie vor dreihundert Jahren waren.



Blick auf Reichenweier.

Reichenweier hat seine interessante Geschichte. Es gehörte bis 1801 zur Herrschaft Württembergs im Elsaß, kam erst durch den Friedensvertrag von Lunéville zu Frankreich. Als Heimat Philipp Jakob Spener ist es natürlich protestantisch. Noch steht das alte Schloß der württembergischen Herzöge, jenes Gebäude, in welchem Herzog Ulrich von Württemberg, den wir aus Hauffs „Lichtenstein“ kennen, lebte. Jetzt dient es Schulzwecken. Aus Reichenweier stammte auch die Gattin Herders, Katharina Flachsland. An ihrem Geburtshaus steht eine Gedenktafel. Zwei Stunden wanderte ich kreuz und quer durch den Ort und gerne hätte ich ihn noch länger gesehen. Aber nun mußte doch der Reichenweier „Sporen“ versucht sein. Der elsässische Trinkspruch ist bekannt:

„Zu Thann im Rangen,
Zu Gebweiler in der Wanne,
Zu Türkheim im Brand
Wächst der beste Wein im Land.“

In Reichenweier schließen sie ihn aber mit den Worten:
„Doch gegen den Reichenweier Sporen
Haben sie alle das Spiel verloren.“

Im kleinen Zellenberg machen sie indes auch dem vor trefflichen „Sporen“ Konkurrenz:

„Doch der Zellenberger Mantelkragen
Tut sie alle miteinander schlagen.“

In Rappoltsweiler hörte ich übrigens eine neue Schlußversion:

„Doch als die Perle der Weine gilt allgemein
Der Zahnafer unter dem Hoh-Rappoltstein.“
Sedenfalls sind sie alle gut.

Nicht weit von Reichenweier ist Zellenberg, von welchem der alte Merian vermeldet: „Städtlein und Schloß liegt ganz lustig auf einem fruchtbaren Berg.“ Lustig ist der Ort auf jeden Fall. Wie eine Burgmauer wachsen die Außenwände der Häuser in die Höhe. Nur einen einzigen Aus- und Eingang findet man und der Volkswitz sagt deshalb, es sei gefährlich, die Zellenberger nach dem Dorfausgang zu fragen. Item, wenn's nur mehr so hübsche Orte gäbe!

Über Hunaweiер gelangt man nach dem alten Rappoltsweiler. Auch Hunaweiер, dessen Kirche ein wahres Kriegsbollwerk ist, ist interessant. Der Dorfbrunnen ist der

heiligen Huni geweiht und die Sage erzählt, in einem weinarmen Jahr sei einmal plötzlich aus diesem Brunnen Wein statt Wasser geflossen, daß alle Bewohner des Ortes ihre Fässer mit dem herrlichsten Tropfen füllen konnten.

III. Rappoltsweiler.

„Wo Berg und Burg, wo Stadt und Stein
Sich dicht zusammenfanden,
Eine schön're Stelle nicht mag sein
In allen deutschen Landen —
Das ist, wo stolz von fessiger Wand
Drei Burgen niedergrüßen,
Hinaus ins weite Sonnenland,
Die graue Stadt zu führen!“

So singt Wilhelm Jensen in einem Gedicht über Rappoltsweiler. Was das alte, prächtige Städtchen neben seinen drei Schlössern so bekannt machte, das ist der berühmte Pfeifertag, der „Rappenschwirer Pfifferdat“, wie er im Volksmund heißt. Jetzt noch wird

er als lustigste der elsässischen Kilbinnen — der Elsässer hält viel auf ihnen — im September gereiht und heuer soll der Andrang ein ungeheuer gewesen sein. Der Pfeifertag hat seine Geschichte. Die nicht seßhaften Leute, zu welchen die fahrenden Sänger gehörten, waren im Mittelalter außerhalb der bürgerlichen Gemeinschaft. Ein innerer Zwang führte sie zur Gründung einer Pfeiferbruderschaft. Im Elsaß mag sie am Ausgang des 14. Jahrhunderts entstanden sein. Ihr gehörten alle fahrenden Sänger vom Hauenstein bis zum heiligen Hagenauer Forst an. Erst hielten die Pfeifer in Wilder, dann in Schlettstadt, von 1461 hinweg in Rappoltsweiler ihre alljährlichen Pfeifertage an Maria Geburt, am 8. September, ab. Erstmals ist der Rappoltsweiler-



Strasse in Reichenweier.

pfeifertag in einem Briefe des Grafen Wilhelm I. von Rappoltstein an den Bischof von Basel erwähnt. Die Herren von Rappoltstein hatten von Reichs wegen das Pfeifertkönigtum über die „varenden Lüte“, wie die Ratsamhausen dasjenige über die Kesselflicker ausübten. Die Pfeifer hatten ihre strengen Sanktungen, waren insbesondere auch zur Frömmigkeit verhalten: „So solle jeder jährlich eine meß lesen lassen, und nicht nur am pfeiffertag der meß bejwohnen, sondern auch alle frauwentag mit beicht, meßhören und almosen geben andächtiglich verehren.“ Es muß hoch hergegangen sein an diesen mittlerlichen Pfeifertagen. In der Wirtschaft zur „Sonne“ versammelten sich die Musiker, zogen um neun Uhr zur Kirche, wobei jeder, unbekümmert um Ton und Takt, sein Instrument spielte:

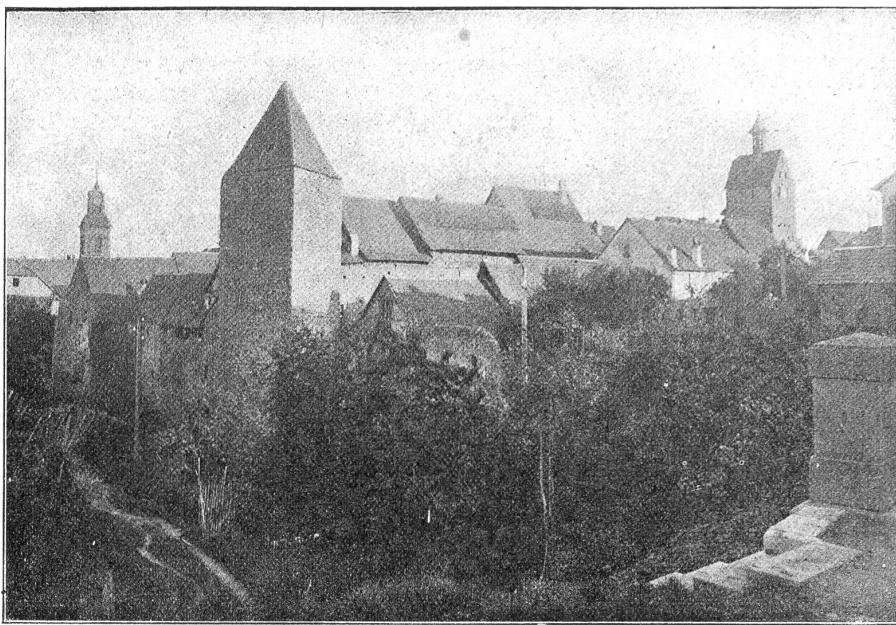
„So thät in längst verklungenen Zeiten

Der Pfeifertkönig die Stadt durchschreiten,

Das war ein Wogen von Menschen und Wimpeln,
Ein Zinkenschmettern und Schüttern von Zimbeln,
Von Trommeln und Pauken ein dumpfes Dröhnen,
Von Geigen und Fiedeln ein Grimmern und Stöhnen,
Ein Saitenklingen und Pfeifengellen!

Das lockte die Mädel wohl auf die Schwellen!“

Nach dem Gottesdienst machten die Pfeifer ihrem Schutzpatron die Aufwartung. Dann hub erst das fröhliche Festen an. Der Pfeifertag von Rappoltsweiler gab vielen Dichtern Unregung und Stoff. Bekannt ist Max Schillings Oper „Der Pfeifertag“. Viel gelesen wird auch der prächtige kulturhistorische Roman „Die Pfeifer von Dusenbach“.



Reichenweier.

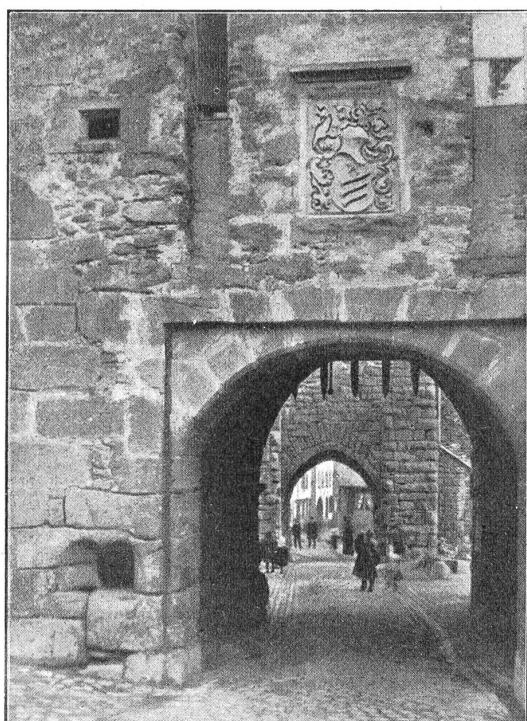
Ein schmudes, sauberes Städtchen ist Rappoltsweiler. Wer durch die „Lange Straße“ — sie hat den richtigen Namen — marschiert, freut sich immer wieder der architektonischen Einheitlichkeit, die doch wieder jedem Haus seinen besondern Charakter, eine persönliche Note, ließ. Früher bestand der Ort aus einem System von Einzelpiedern, die alle besonders befestigt waren. Deshalb trifft man noch jetzt mitten in der Stadt auf Mauern und Türme. Volkstümlich ist der Mehgerturm mit seinem vielbewunderten Steinschmuck, den eine fröhliche Bürgerschaft hat anbringen lassen.

Das Schönste aber ist der Aufstieg zu den kahlen Stafeln der drei Schlösser. Erst durch Reben, dann durch Edelkastanienwälder, die ihre kleinen, reifen Früchte ins braun-rose Herbstlaub auf meinen Weg gestreut hatten, stieg ich hinauf zur Ruinenwelt von Rappoltsweiler. Mit jedem Schritt gewinnt der Blick an Weite, gleitet über die grauen Spitzdächer der Stadt hinaus „ins weite Sonnenland“, auf die fruchtbare Rheinebene, hinüber zum Schwarzwald. Die unterste Burg ist St. Ulrichsburg, das Stammschloß der Herren von Rappoltstein. Es ist eine der schönsten Ruinen des Elsäss, noch gut erhalten. Nur klein ist die fünf auf einem Felsen thronende Ruine Girsherg. Wieder 20 Minuten Marsch durch herrlichen Vogesenwald und Hohrappoltsstein oben auf dem Gipfel, der feine Aus' u., ist erreicht. Ungehindert schweift der Blick nach der Markircher Höhe, ins tannendunkle Strengbachtal, hinüber aber auch zur Höh Königsburg, der vielgenannten.

Den Abstieg nahm ich über die Dusenbachfavelle, durch herrlichen Vogesenwald. Mitten in hehrer Waldeinsamkeit steht sie, die Kapelle der lieben Frau von Dusenbach, der Schutzpatronin der Pfeifer.

Das Geschlecht der Grafen von Rappoltstein erlosch in seinem Mannesstamme schon 1673, aber in der weiblichen Linie pflanzte es sich fort in den Pfälzgrafen von Birkenfeld und Zweibrücken und der dicke Max. Pfälzgraf Maximilian Joseph, ausdrücklicher Herr von Rappoltstein, wurde zuletzt erster König von Bayern. Er war Kommandeur des Regiments Royal-Alsace in Straßburg und die Grenadiere sollen ihn so gern gehabt haben, daß sie das Taufkleid seines Sohnes, des nachmaligen Königs Ludwig I. von Bayern, mit ihren Schnurrbärten stopften! —

Und nun ist das Elsass wieder französisch. Ein jahrelanger Traum vieler Elsäßer ist in Erfüllung gegangen.



Reichenweier. Doppeltor des Dolder.



Rappoltsweiler.

Trifft man lauter Jubel? Ich machte meine verschiedensten Beobachtungen. Man hat auch hier Übergangsschmerzen: Besetzung einträglicher Beamtenstellen durch Franzosen, ungleiche Besoldung der Elässer und Franzosen auf gleichen Posten, Unsauberkeit auf den Bahnhöfen und in den Eisenbahnen. Aber es sind eben die Übergangsschmerzen.

Christfest.

Von Erwin Schulz.

3

Lachend trat Hugo über die Schwelle.

„Gi, guten Abend! Störe ich? — Nein! — Dann erlauben Sie doch!“

„Gewiß ist es erlaubt,“ entgegnete Martha und führte den Gast ins Zimmer; „aber Vater ist leider nicht zu Hause.“

„Ich weiß es, bin ihm vorhin begegnet.“

Sie wollte das Licht einschalten, er aber wehrte ab.

„Nein, nein, lassen Sie doch, es läßt sich so viel hübscher lauschen. Spielen Sie mir etwas zum Abschied meiner Leidenszeit; denn heute hat mich der Doktor gesund erklärt. Und wissen Sie, jetzt heißt's für mich wieder: ins Geschirr! Die Arbeit ruft von überall. Im Zweiggeschäft in Prag ist der Leiter gestorben; in einigen Tagen werde ich dorthin verreisen, auf unbestimmte Zeit.“

Martha saß vor dem Klavier und blätterte in den Notenheften. Sie suchte und wußte nicht was. Eines nur wußte sie und das ginz ihr immer und immer durch den Sinn: verreisen, verreisen in einigen Tagen. Es war ein kurzes Lied und wollte doch kein Ende nehmen und hatte eine schrille Melodie. Der Herzschlag ging ihr bis in die Fingerspitzen, daß die Notenblätter zitterten wie Epenlaub. Sie raffte ihre Kraft zusammen; nur nicht schwach werden, der dort durfte nichts erfahren, wie ihr war. Sie stellte ein Heft vor sich hin und griff mit bebenden Fingern in die Tasten. Die Akkorde der Einleitung klangen voll durch das Zimmer, dann fiel ihre Stimme ein.

Hinter ihr, im Halbdunkel, saß Hugo. Sein Blick umfang verlangend die schlank, sich leicht wiegende Gestalt. Das flackernde Licht der Kerzen spielte mit den braunen Locken und legte sich wie ein silberner Marienschein um ihr Haupt.

Er hatte das Lied schon irgendwo gehört. — „Meine Sonne“. — Es war in einem Konzert; lange Zeit hatten ihn die lockende Melodie und die Worte nicht mehr verlassen. Und jetzt stand er wieder im Banne dieses Liedes, aber anders als davor. Gewiß, es war nicht jene künstlerische, hochausgebildete

Stimme, die da sang; aber was dem Mädchen da vor ihm aus dem Munde klang, wurde nicht für Hunderte von fremden Menschen gesungen; ihm allein galten diese Worte, für ihn allein lächte diese Sonne von Neapel.

Die letzten Töne strömten durch den Raum. Die schlanken Hände des Mädchens ruhten auf den Tasten; den Kopf leicht zurückgelehnt schaute es sinnend in das schwankende Främmchen einer Kerze. Hugo erhob sich und trat an seine Seite.

„Martha, du, du — willst du meine Sonne sein?“ Er erfaßte ihre bebenden Hände und glitt auf die Knie. Bittend, voll Verlangen hing sein Blick an ihrem Auge. Martha stand erschrocken auf und wollte sich freimachen. „Nein, nein, wo denfst du hin? Laß ab, es darf nicht sein!“

Er aber hielt sie fest. „Sei meine Sonne! Bald zieh' ich in die Ferne, tausend Meilen werden uns trennen. Sei du das helle Licht, das mir den Weg zurückleuchtet nach der Heimat. Martha?“

„Und wenn ich wollte? In Wolken würde nur zu bald die Sonne sinken. Am Marktplatz steht ein großes Handelshaus, drin wohnen deine Eltern, reich und — stolz, und deine schöne Schwester. Nie, nie würde man mir dort ein Heimatrecht gewähren. Du müßtest wählen — für sie, für mich. Welches Recht hab' ich, dich von den Deinen zu trennen? Nein, laß ab! Es wäre nicht dein Glück.“

Hugo war aufgestanden. „Sag nur ein einzig Wort, dann wird mir um mein Glück nicht bangt. Bist du mir gut?“ Sein Auge forschte in dem ihren.

Das Mädchen stand mit blassem Gesicht vor ihm; es wendete sich ab und fing an zu weinen. Da umfaßte er mit seinen Armen die liebe Gestalt und zog sie an sich.

„Du bist mir gütig, lang schen ühle ich's; ob'r mein Herz will es vernehmen von deinen Lippen. Hörest du? So sprich doch!“

Und sie entwand sich nicht seinen Armen; wie ein schummriges Kind lehnte sie an seiner Brust. Ganz leise schlug ein Ja an sein Ohr, da schloß er behende mit Küschen ihren bebenden Mund.



Die Burgen von Rappoltsweiler.